

Caryl Lewis

Wenn
die
Bienen
schweigen

Aus dem Englischen
von Anu Stohner

dtv

1. Auflage 2026

© Caryl Lewis 2026

Titel der Originalausgabe: ›The Danger of Small Things‹

Published by arrangement with Simon & Schuster UK Ltd

1st Floor, 222 Gray's Inn Road, London, WC1X 8HB

All rights reserved. No part of this book may be reproduced or transmitted in any form or by any means, electronic or mechanical, including photocopying, recording or by any information storage and retrieval system without permission in writing from the Publisher.

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

produktsicherheit@dtv.de

Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf

von Atheneum / Simon & Schuster

Umschlagmotiv: istockphoto.com / Avesun, Oksana Kovaleva;

shutterstock.com / mart

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Gesetzt aus der Dante

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-65052-6

*Für Gwenno, die mich zu diesem Buch inspiriert hat.
Male! Tanze! Zünde das Streichholz an!*

»Fantasie ist die einzige Waffe im Krieg
gegen die Realität.«

Unbekannt

Die Welt endete Jahre, bevor es irgendjemand bemerkte, und es geschah in vollkommener Stille. Meine Gedanken kreisen ständig darum, wann und wo genau es passiert sein könnte: War es zwischen den Blütenblättern einer Blume auf irgendeinem Hinterhof, auf einem asphaltierten Parkplatz oder, an einem grauen Morgen, auf dem Gehweg einer großen Straße, zwischen Menschen, die mit gesenkten Köpfen dahineilten, um ihre Bahn nicht zu verpassen? Niemand hörte hin, aber genau da verschwand ein Summen aus der Welt, das niemandem besonders auffiel, bis man es schon länger nicht mehr gehört hatte und eine erschreckend leere Stille an seine Stelle getreten war. Ich fass es immer noch nicht, dass damals niemand innehielt, sich niemand umdrehte und merkte, dass plötzlich etwas fehlte. Die Wahrheit war, dass die Welt zuletzt auf den Flügeln einer einzigen Biene ruhte. Die ganze Welt: die Nebel über den großen Wäldern, alte Leute, die Hand in Hand gingen, Länder, Ozeane, Stürme, Sprachen, Kinder, Städte, die Freiheit der Menschen und ihre Träume. Alles. Alles ruhte auf diesen dünnen, durchsichtigen Flügeln. Sie waren zerbrechlich wie das bunte Glas alter Fenster und trugen das ganze Gewicht der Welt – bis wir sie zerbrachen.

Cass sagt, man wird mich noch bestrafen, wenn man mich darüber reden hört. Sie wirft ihren roten Zopf über die Schulter, verschränkt die Arme vor der Brust und erklärt mir,

dass es nun mal nicht rückgängig gemacht werden kann. Man kann die kaputten Flügel einer Biene nicht wieder zusammensetzen, also wozu quäle ich mich? Ich versuche es auch nicht zu tun; es ist nur so, dass ich zwar jeden Abend erschöpft ins Bett falle, aber nach ein paar Stunden angespannt vom Kopf bis zu den Zehenspitzen wieder aufwache. Ich liege verdreht auf meiner dünnen Matratze und schaue auf die Unterseite des Bettes über mir, in dem Cass schläft, sehe Latten, die mir wie Bahngleise vorkommen, und meine Gedanken hören einfach nicht auf zu kreisen. Mein Atem wird so flach, als bekäme ich nicht genug Luft, und alles, woran ich denken kann, ist, dass das Zerbrechen zweier dünner Flügel das Ende des letzten Bienenvolks bedeutete und dass genau in dem Moment das Gleichgewicht des Universums kippte.

Ich lausche und höre, wie Cass sich über mir langsam auf die Seite dreht. Ich konzentriere mich auf ihre Atemgeräusche und versuche, meinen Atem ihrem anzupassen, atme tief ein und aus, um die Panik, die mich gepackt hat, zu unterdrücken. Ich betrachte eine Haarsträhne, die sich, aus Cass' straffem Zopf befreit, vom oberen Bett zu mir herunterringt. Obwohl ich Cass' Gesicht mit den sommersprossigen, unter den Augen sonnenverbrannten Wangen nicht sehen kann, weiß ich, dass es vor Schweiß glänzen muss, denn der Ventilator an der Decke verteilt nur die Hitze gleichmäßig im Schlafsaal. Für einen kurzen Augenblick kann ich mir fast vorstellen, dass wir an einem sicheren Ort sind. Da ist nur das Bett mit der gestreiften Matratze über mir, und da ist die Strähne von Cass' lockigen Haaren, die neben mir im Dunkeln baumelt.

Sie sagten, es sei alles erschreckend schnell gegangen. In

immer neuen Breaking News habe man von Ernteausfällen erfahren, und in den Fernsehstudios hätten Experten mit ernststen Mienen davon gesprochen, dass nur noch vom Wind bestäubte Pflanzen überleben könnten. Bald wurden bestimmte Lebensmittel rar, und nach nur wenigen Jahrzehnten konnte man im Sommer nicht mehr ins Freie und der Regen blieb aus. In ihrer Verzweiflung plünderten die Menschen die Meere, es folgten Hungersnöte und Kriege, die Grenzen zwischen den Ländern wurden geschlossen, die Kommunikationssysteme funktionierten nicht mehr, und alles brach zusammen. Bei uns erhielten alle neue Ausweispapiere, die Mädchen durften nicht mehr aus dem Haus, und die Jungen mussten kämpfen lernen.

Unsere Mutter behielt uns bei sich, solange es irgend möglich war und viel länger als erlaubt. Jeden Montagmorgen ging sie zur Lebensmittelausgabe im Stadtzentrum. Mein Bruder Shey schlang die Arme um sie und sagte, sie solle dort draußen bloß vorsichtig sein, und ich selbst lenkte mich ab, indem ich mich ans Fenster setzte und den Himmel studierte, dessen Farbe im Lauf des Tages von einem wässrigen Blau in ein kränklich fahles Grau überging. Mutter hatte jemanden gefunden, der die Geburtsdaten in unseren Dokumenten fälschte; nun stand sie stundenlang um Lebensmittel für uns an, immer ein Messer im hinteren Hosenbund ihrer abgetragenen Jeans für den Fall, dass sie in brenzlige Situationen geriet. Wenn sie nach Hause kam, teilten wir uns, was sie hatte ergattern können, meistens Brot oder Pasta; Milch oder Fleisch gab es oft monatelang nicht mehr. Shey wuchs schnell, und meine Mutter hörte immer wieder mitten im Essen auf und behauptete, keinen Hunger mehr zu haben. Sie schob ihren Teller über den Tisch zu Shey, aber ich sah,

wie sie ihre Spucke schluckte, damit ihr Hirn glauben sollte, sie sei schon satt.

Ich fragte sie oft, wie es vor dem großen Zusammenbruch gewesen sei, aber sie sagte, sie könne sich nicht erinnern und wisse selbst nur, was ihre Eltern ihr erzählt hätten. Es waren Geschichten, die ich immer wieder hören wollte, weil sie die Welt ein Stück größer machten, als ich sie kannte. Schließlich brachte Mutter uns, als wir alt genug dafür waren, das Lesen bei, so wie ihre Eltern es ihr beigebracht hatten. Wenn man Bücher besaß, musste man sie verstecken, sonst wurden sie einem weggenommen und verbrannt – man wollte die Leute davon abhalten, zu viel zu denken. Wir hatten die im Haus versteckten Bücher wieder und wieder gelesen, bevor der Kontakt zu unserer Nachbarin Ruth so eng wurde, dass sie uns welche von ihren gab. Ruth war schon alt, auch viel zu alt zum Arbeiten, und solche Menschen bekamen nur noch das Nötigste zu essen. Dazu war Ruth ganz auf sich allein gestellt. Mutter half ihr, so gut sie konnte, und als Gegenleistung bekam sie die Bücher.

Das Beste war ein großes, altes Lexikon. Mutter riss Seiten heraus und klebte sie überall im Haus an die Zimmerwände. Bilder von Ozeanen und Wäldern und von Tieren, von denen ich mir gar nicht vorstellen konnte, dass es sie einmal in echt gegeben haben sollte: seltsame Reptilien, die man Chamäleons nannte und die, je nach ihrer Umgebung, die Farbe wechseln konnten, oder Schmetterlinge, die um den halben Erdball flogen. Manchmal leuchtete Mutter mit einer Taschenlampe an die Wand des dunklen Schlafzimmers und machte mit den Händen Schattenspiele. Dann erzählte sie uns Geschichten von Kolibris mit grün schillernden Flügeln, von Korallenriffen und wogenden Unterwasserwäldern, in

denen es von Fischen in allen Größen und Farben wimmelte, und Shey und ich lagen neben ihr auf dem Bett und sahen zu, wie all das an der Wand lebendig wurde. Manchmal erzählte Mutter uns auch vorsichtig davon, wie wütend sie war, als die ersten Camps errichtet wurden und das Militär die Macht übernahm. Oft habe sie nur noch geweint, erzählte sie, und jedes Mal regte sich Shey so sehr darüber auf, dass er sich von ihr wegrehen musste. Dann legte ich die Arme um ihre Taille und konnte spüren, wie sich das eben noch sonnige Ringelblumenorange ihres Gemüts in ein müdes, schlammiges Grün verwandelte.

Die meisten Mädchen wurden mit elf Jahren hierhergebracht. Ich selbst hatte volle dreizehn Jahre mit Mutter und Shey, das ist mehr, als irgendjemand sonst hier mit seiner Familie hatte. Siebenhundertdreißig Tage mehr, um genau zu sein.

Ich erinnere mich, immer dieselben Fragen gestellt zu haben. Aber Mama, warum? Warum haben sie nichts gemacht? Ich meine, bevor die letzte Biene gestorben ist? Bevor sich die Jahreszeiten geändert haben? Aber sie zuckte nur mit den Schultern. Sagte, vielleicht hätten sich die Leute das Ende der Welt anders vorgestellt, als eine große Kakophonie, einen letzten großen Knall, wenn etwas so Fürchterliches passiert, wie dass der Mond sich von der Erde löst oder eine letzte gewaltige Bombe fällt und die Welt mit einem einzigen lauten Schrei untergeht. Vielleicht konnten sie deshalb die Gefahr in den kleinen Dingen nicht erkennen. Dachten sie deshalb, das Leise könne man ignorieren. Sie machten sich nicht klar, dass ein einziger Faden reicht, um einen Wandteppich aufzu-dröseln – oder eine einzige Biene, um die Welt zu zerstören.

Ihre Stimme klingt, als käme sie von irgendwo weit weg, obwohl ich fühle, dass Cass ganz nah sein muss. Jetzt schüttelt sie mich an den Schultern und zieht an meinem Arm. Sie steht barfuß und noch in Unterwäsche vor unserem Stockbett, und ich sehe blinzelnd, wie sie sich die Haare über eine Schulter legt und sie mit gespreizten Fingern kämmt.

»Es läutet gleich«, sagt sie leise. Ich stöhne.

»Komm schon, sei nicht so mufflig!«

Ich versuche, sie scharf zu sehen, und zwingen mich, die Beine aus dem Bett zu bewegen und den Oberkörper aufzurichten. Mein Körper fühlt sich noch ganz schwer an, und ich sitze für einen Augenblick nur still da, während Cass ihre Haare glatt zieht. Dann dreht sie sich um und setzt sich, den Rücken gegen die harte Bettkante gelehnt, zwischen meinen Beinen auf den Boden. Wortlos beginne ich, ihr die Haare zu flechten. Jeden Morgen geht das so, dass ich Cass' Haare in gleich große Strähnen unterteile und versuche, mir nicht die Finger zu verknoten, wenn ich mein Bestes gebe, um genau das Flechtmuster hinzubekommen, das sie am liebsten mag, eine Strähne drüber, eine drunter, eine drunter, eine drüber ...

Im Schlafsaal ist es so früh am Morgen noch still. Man hört fast nur die scharfen Atemzüge, wenn jemandem beim Zöpfeflechten wehgetan wird, weil Haare irgendwo hängen

bleiben, sich verheddern oder die Zöpfeflechterin zu heftig daran zieht. Es gibt keine Regeln für die Zöpfe, sie müssen nur fest sein und dürfen bei der Arbeit nicht stören. Mit der Zeit wurden sie allerdings immer komplizierter und die Muster ausgefeilter, weil es immer wieder Mädchen gab, die miteinander konkurrierten. Je nach der Beschaffenheit der Haare sieht man bei uns alle möglichen Zöpfe, holländische, französische, auch welche aus anderen Stilepochen und Kulturen, und ich selbst werde im Flechten immer besser. Bei manchen Mädchen merkt man auch, dass sie mit Schwestern aufgewachsen sind; die Zöpfe gelingen ihnen meistens ordentlicher.

Als ich das Ende von Cass' Zopf mit einem Band zusammenbinden will, beugt sie sich nach vorn, um es mir leichter zu machen. Zum Zeichen, dass ich fertig bin, lege ich ihr sachte die Hände auf die Schultern, wie ich es jeden Morgen tue, und obwohl sie weiß, dass sie jetzt aufstehen muss, und ich weiß, dass ich auch gleich aufstehen muss, sitzen wir noch einen Augenblick ganz still. Für mich ist das die beste Zeit des Tages: Stille und kühle Morgenluft, bevor wir zur Arbeit müssen, nur Cass und ich, ihre weißen Beine lang ausgestreckt und ihre Hände flach auf den Oberschenkeln.

Es läutet. Grob. Metallisch. Wie jeden Morgen dreht sich mir der Magen um, und aus den Lautsprechern ertönt schnarrend die Stimme, die uns mit immer denselben Parolen in den Tag schickt. Tut eure Pflicht! Arbeitet hart! Wir sitzen alle im selben Boot! Ich stehe auf, stecke meine kurzen Haare hinter die Ohren und nehme das raue Stück Stoff, das hier Waschtuch heißt und Waschlappen und Handtuch zugleich ist. Damit gehe ich zum Waschraum am Ende des Schlafsaals. Fünf Gebäude mit solchen Schlafsälen zu je fünfzig

Stockbetten gibt es im Camp, macht fünfhundert Mädchen, und obwohl ich nun schon gute drei Monate hier bin, kann ich mich nicht an so viele Menschen auf einmal gewöhnen, vor allem nicht an ihr ständiges Geplapper. Die Räume in den Gebäuden sind niedrig und erdrückend eng, die Wände bis auf ein paar wenige Solarlampen kahl, und in jedem Schlafsaal steht neben der Tür ins Freie ein Stuhl für eine Aufpasserin. Man nennt sie »Mütter«, ohne dass sie es wirklich wären; sie arbeiten hier, haben selbst das Camp durchlaufen und kennen alle Tricks. Sie kommen, sobald wir fürs morgendliche Waschen anstehen, und nehmen ihre Plätze ein.

Mutter Clement ist für unseren Schlafsaal zuständig, und ich weiß beim besten Willen nicht, wieso sie mich so einschüchtert, obwohl sie eine auffallend kleine Frau ist. Wenn sie eine Farbe wäre, wäre sie ein schlammiges Grau, dick aufgetragen und fahl. Wenn sie ihren Wachposten bezieht, verschränkt sie die kurzen Finger und schiebt die gekreuzten Beine säuberlich unter den Stuhl. Ich weiß nicht mehr, was ich über die Mütter dachte, als ich hier ankam, vielleicht stellte ich mir vor, dass sie irgendwie auf unserer Seite stünden – dass die Bezeichnung »Mutter« tatsächlich etwas bedeutete. Die traurige Wahrheit ist, dass sie alle von einer unerschütterlichen Gleichgültigkeit sind, Mutter Clement besonders. Ihr Gesicht ist vollkommen leer, da ist kein Gefühl, kein Ausdruck, nichts, und sie meldet jede von uns, die aus der Reihe tanzt, mit derselben beiläufig brutalen Effizienz. Als sie mich zum ersten Mal sah, betrachtete sie lange meine kurzen Haare und beschloss, mich nicht zu mögen. Über Wochen hin bemerkte ich, wann immer ich aufblickte, dass sie mich beobachtete.

Im Waschraum stehe ich hinter Cass, drücke mir das Waschtuch gegen die Brust, lehne mich mit der Stirn gegen Cass' Rücken und spüre, wie ihre Schulterblätter hervorstehen. Ich hebe den Kopf und schaue mir ihren Rücken genauer an. Die Knochen ihres Rückgrats und ihr Hals bilden eine knotige Linie. Sie wird immer dünner, und aus irgendeinem Grund habe ich das Gefühl, dass ich besser wegschauen sollte.

Ruth hat einmal erzählt, dass es, als sie noch ein Kind war, Handtücher aus weißer Baumwolle gab, in die man sich gemütlich einwickeln konnte, aber Baumwolle gebe es schon lange nicht mehr. Es sei komisch, was einem irgendwann einmal fehle, sagte sie. Zum Beispiel trauere sie immer noch ihrem ersten und einzigen richtigen Job nach. Als junges Mädchen hatte sie Krankenpflege studiert und danach als Gemeindeschwester gearbeitet. Sie habe sich gern mit den Leuten unterhalten, erzählte sie, mit ihnen Tee getrunken, und im Nachhinein vermisse sie sogar den Regen, durch den sie oft habe laufen müssen – den normalen Regen, nicht die Sturzfluten von heute, die alle Erde fortschwemmen, die ihnen in die Quere komme.

Ruth vermisste auch etwas, was man Theaterstücke nannte. An den Wochenenden sei sie immer in die prachtvollen Gebäude gegangen, die Theater hießen, dort habe man die Stücke aufgeführt, und es seien ganz spezielle Leute gewesen, die sie geschrieben und sich Geschichten dafür ausgedacht hätten. Wieder andere hätten die Stücke dann gespielt, erklärte mir Ruth, und manchmal saß ich vor ihr auf dem Fußboden und hörte zu, wie sie mir die Stücke nacherzählte. Einmal zeigte sie mir auch eine Landkarte, die sie schon als Kind besessen hatte. Einige Länder hatte sie rot ausgemalt,

sodass man ihre Namen nicht mehr lesen konnte; nur wo sie einmal gewesen waren, konnte man noch sehen. Tuvalu, die Salomonen und Kiribati seien als Erste verschwunden, als der Meeresspiegel stieg, erzählte Ruth. Dann seien die heißesten Länder unbewohnbar geworden. Es habe Millionen Flüchtlinge gegeben und nicht genug zu essen.

Cass und ich stehen immer noch fürs Waschen an, und ich versuche, das Geklapper aus dem Speisesaal zu überhören, wo schon das Frühstück ausgegeben wird. Wir haben unseren festen Rhythmus: Wir stehen auf, richten die Haare, waschen uns, frühstücken und arbeiten, bis wir uns ein paar Stunden ausruhen dürfen, dann gibt es Abendessen, wir waschen uns wieder und gehen zu Bett. Cass und ich rücken schrittweise vor, während die Mädchen an der Spitze der Schlange eins nach dem anderen hinter einem der Wandschirme vor den Waschbecken verschwinden, wo man die Unterwäsche auszieht, sich unter den Achseln und zwischen den Beinen wäscht und sich dann trocken rubbelt. Der Boden im Waschraum ist nass und riecht in der Hitze nicht gut. Schließlich ist Cass an der Reihe und verschwindet hinter einem Wandschirm.

»Du kannst dich waschen, wie du willst, sauber wirst du trotzdem nicht!«, flüstert mir eine vertraute Stimme ins Ohr. Ich weiß, wer das ist. Ich drehe mich nicht um, aber ich spüre, wie sich mein Gesicht verhärtet. Es ist, als lege sich mir eine Maske über Augen und Mund, die mir die Gesichtszüge gefrieren lässt.

»Verräterin!«, flüstert die Stimme.

Ich warte, während Cass sich wäscht, und frage mich, ob ich mich nicht doch umdrehen sollte. Ich merke, dass es um mich herum stiller geworden ist, man sich noch etwas leiser

unterhält als zuvor, weil alle merken, dass etwas im Gange ist. Nur Mutter Clement sieht aus, als bemerkte sie nichts. Das Mädchen hinter mir ist Charmian mit den dicken braunen, bis zur Taille reichenden Haaren und der olivfarbenen Haut, die keinen Sonnenbrand bekommt. Je hübscher du bist, desto mehr Macht hast du bei uns und kannst darauf vertrauen, dass die Mütter bei dir nicht so genau hinschauen und dir alles Mögliche durchgehen lassen. Es ist seltsam, aber wenn Charmian den Raum betritt, spürt man sie, bevor man sie sieht; es ist wie bei einem Luftzug.

»Abschaum!«

Charmians Atem ist jetzt dicht an meinem Ohr. Ein Schmerz wie von Nadelstichen kriecht mir den Hals hinauf und wird zu einem Brennen auf den Wangen. Mutter Clement schaut kurz zu mir her und wendet sich wieder ab. Das Blöde ist, dass ich weiß, was ich tun würde, wenn das hinter mir mein Bruder Shey wäre. Wenn es Shey wäre, würde ich mich umdrehen und ihm eine runterhauen. Ich würde ihm eine runterhauen, er würde zurückhauen, und wir würden uns in den Haaren liegen, bis unsere Mutter sich die Hand auf die Stirn legen und uns fragen würde, was zum Teufel in uns gefahren sei, aber gleich danach wären wir wieder die besten Freunde, und alles wäre vorbei und vergessen. Aber hier? Hier ist es anders. Hier gibt es keine fairen Raufereien, nur eine große Menge Mädchen, die ihres Alters wegen zusammen eingesperrt sind und einander von Herzen misstrauen. Als ich hier ankam, starrten sie mich alle nur an, sahen meine kurzen Haare, wo ihre doch lang waren, lachten, sobald ich in die Nähe kam, und steckten tuschelnd die Köpfe zusammen. Zum Glück gab es Cass.

»Abschaum!«, flüstert Charmian wieder, und genau da

kommt Cass hinter dem Wandschirm vor und weiß sofort, was los ist. Ihre Miene verfinstert sich.

»Du bist dran«, sagt Cass betont langsam, während sie Blickkontakt mit Charmian aufnimmt, damit die weiß, dass sie von jetzt an unter Beobachtung steht. Ich selbst mache einen Schritt nach vorn, spüre ein schmerzhaftes Ziehen im Bauch vor Anspannung, Hunger und Wut, alles gleichzeitig, und als ich mich zu waschen beginne, merke ich, dass meine Hände zittern. Ich bin wütend, aber nicht auf Charmian, sondern auf meine Hände, meine blöden, verfluchten Hände.

Ich bin nicht mehr hungrig, also gehe ich gleich zu den Lkw und warte dort auf Cass. Ich sehe sie die Menge nach mir absuchen und strecke mich, um sie auf mich aufmerksam zu machen. Sie kommt und stellt sich neben mich. Ihr Kleid schleift im Staub, und der Schatten ihres Strohhuts bedeckt die untere Hälfte ihres Gesichts. Sie schaut mich an, und ich zucke nur mit den Schultern, weil ich nicht mehr an Charmian denken will. Es sind zwanzig Lkw, jeder mit Platz für fünfundzwanzig Mädchen auf der offenen, von einem Metallgitter umgebenen Ladefläche, und einer nach dem anderen startet jetzt den Motor. Wächter schreien, und roter Staub fegt durchs Camp.

»Wir müssen uns beeilen«, sagt Cass. Ich folge ihr und spüre meinen Hals rau und trocken werden.

Als ich das Camp zum ersten Mal gesehen habe, war es wie ein Schock. Allein die Größe! Wir standen dicht an dicht auf der Ladefläche des erdfarbenen Lkw, der uns über das weitläufige Gelände fuhr, und sahen hinter einem hohen, von Stacheldraht gekrönten Zaun eine Art Exerzierplatz, um den im Halbkreis der Gebäudekomplex mit den fünf Schlaf-

sälen und dem großen gemeinsamen Speisesaal stand. Außerhalb des Zauns ragte die große Versammlungshalle auf, etwas weiter entfernt sah man die Wohngebäude der Mütter und der im Camp stationierten Soldaten, und noch dahinter duckte sich das sogenannte Hauptquartier hinter eine hohe graue Betonwand. Das ganze Camp war von einer gewaltigen, ebenfalls mit Stacheldraht gekrönten Mauer umschlossen, in der es nur zwei Ausgänge gab: einen im Norden, wo es zur Stadt ging, aus der ich hergebracht wurde, und einen zweiten im Süden, den wir, seit ich hier bin, am häufigsten benutzen – dort geht es zu den meisten Feldern.

Gleich bei der ersten Fahrt zur Arbeit sah ich, dass die Mädchen, die schon länger hier waren, ihre Münder mit den Ärmeln ihrer Kleider bedeckten und die Hüte auf ihren Köpfen festhielten, damit sie nicht davonflogen. Durch die wogende Hitze ging es zum südlichen Tor, an dem Soldaten mit Gewehren Wache hielten. Die Flügel des schweren elektrischen Tors öffneten sich, und ich weiß noch, wie mir der Schreck in alle Glieder fuhr, als wir an den Soldaten vorbeikamen. Was mich so erschreckte, war das Gejohle, das sie plötzlich anstimmten. Sie jaulten und heulten wie Hunde, und in ihren Augen war etwas, was mir solche Angst einjagte, dass ich mich vom Rand der Ladefläche weiter nach innen, zwischen die anderen Mädchen drängte, damit ich die verzerrten Gesichter nicht mehr sehen musste. Hinter uns schloss sich das Tor wieder, und wir fuhren endlos lange nach Süden, immer durch die erbarmungslose sengende Hitze. Ich hielt die ganze Zeit den Kopf gesenkt und versuchte, die Mädchen um mich herum und ihr Geplapper auszublenzen. Dann hielt der Lkw plötzlich an, und der Fahrer schlug mit dem Kolben seines Gewehrs gegen das Gitter um die Lade-

fläche. Ich wusste nicht, was das bedeutete, aber ich spürte, dass sich das Gedränge um mich herum langsam auflöste, und schließlich wurde ich selbst ans hintere Ende der Lade-
fläche und zu der ausklappbaren Treppe dort geschoben. Da hob ich dann den Kopf.

Erst schien es, als wären meine Augen von dem, was sie jetzt zum ersten Mal deutlich sahen, überfordert. Oder es war der Kopf, der nicht verarbeiten konnte, was die Augen sahen. Es waren Apfelbäume, die bis zum Horizont in Reih und Glied standen. Sie waren in schnurgeraden Linien in die trockene Erde gepflanzt, und man sah die Röhren und Schläuche des Bewässerungssystems, das sie mit Wasser versorgte. Was man auch sah, waren Mädchen, die vor uns angekommen waren. Sie standen in der vor Hitze flirrenden Luft auf Leitern und betupften die Blüten der Bäume mit Pinseln. Sie bestäubten. Mir verschlug es den Atem, und ich weiß noch, dass ich lange brauchte, um das Gesehene zu erfassen und zu begreifen. Es war alles so fremd, von einer so unfassbaren Dimension. Es brauchte ein Mädchen, das mich von hinten schubste, damit ich denen vor mir folgte, die sich jetzt in Bewegung setzten. Wir gingen die Baumreihe entlang, für die wir eingeteilt waren, immer zwei Mädchen pro Baum, die zurückblieben, während die anderen weitergingen. Das Mädchen, mit dem ich zusammenarbeiten sollte, griff sich eine der beiden Leitern, die unter unserem Baum bereitlagen.

»Wach auf, Schlafmütze!«, zischte es durch zusammengebissene Zähne. »Los, nimm die andere!«

Ich machte, was das Mädchen sagte. Ich stellte die zweite Leiter auf, nahm sie bei den Holmen und lehnte sie gegen den Stamm des Baumes. Dann kletterte ich hoch. Meine

Hände zitterten, als ich inmitten von Apfelblüten den mitgebrachten Pinsel aus der Schürzentasche holte. Es war Vorschrift, dass man ihn dort aufbewahrte. Als ich mit der Arbeit anfang, machte ich es einfach dem schon erfahrenen anderen Mädchen nach. Seitdem bestäube ich Bäume von Hand, befördere goldenen Blütenstaub von einer Blüte zur anderen, wieder und wieder und wieder, bis mir der Arm wehtut.

Während der heutigen Fahrt nach Süden lehnt Cass ihren Kopf gegen meine Schulter. Wahrscheinlich werden es heute wieder Apfelbäume. Nur manchmal sind es auch Kirsch- oder Pfirsichbäume. Ich weiß nicht, was mit den geernteten Früchten geschieht. Ich glaube, sie werden in andere Länder verkauft oder gegen Waffen und andere Nahrungsmittel eingetauscht. Cass sagt, man blendet am besten alles aus, den ganzen Lärm um uns herum, aber ich kann das nicht. Nicht wirklich. Ich hab's versucht, aber wie soll man das Gejohle der Soldaten an der Mauer, das Geplapper der anderen Mädchen, die Arbeit und überhaupt alles hier ausblenden, solange man sich noch etwas anderes vorstellen kann? Das geht doch nicht.

Der Lkw hält an, und ich wecke Cass, die an meiner Schulter eingedöst ist. Als wir uns zu zweit aufstellen, zähle ich ab und schaue, dass ich mit Cass zusammenbleiben kann. Wir gehen unsere Baumreihe entlang, erreichen unseren Baum, und erst nimmt Cass, dann nehme ich eine der beiden Leitern, alles wie immer.

Ich weiß nicht, wann es mir aufging, aber es kann nicht lange nach meinem ersten Arbeitstag gewesen sein. Heute kommt es mir komisch vor, aber wenn ich zurückdenke, erinnere ich mich genau an den Moment, als ich plötzlich dachte, dass die Arbeit inmitten von Blüten und ihrem zarten

Duft doch eigentlich etwas Friedliches an sich hatte. Wenn das alles war, was mich in dem Camp erwartete, war es vielleicht gar nicht so schlimm. Ich weiß noch, wie ich bei dem Gedanken an den endlos langen Baumreihen entlangschaute und begriff, dass das hier mein Leben sein würde, bis ich selbst fruchtbar wäre und ein Baby haben könnte. Ich begriff auch, dass mein Leben und mein Körper mir nicht mehr gehörten.

Der rote Staub schaffte es überallhin. In die Augen, die Haare, die Lunge. Er klebt auch noch an dir, wenn du ihn längst abgewaschen hast. Manchmal fühlt es sich an, als verwandelten wir uns nach und nach selbst in Staub. Cass hat sich schon gewaschen, ihre Haare gelöst und ihr Zweitkleid angezogen. Mit nackten Füßen liegt sie still oben auf ihrem Bett. Ich selbst ziehe mein Zweitkleid über den Kopf und spüre die Schwere ihres anhaltenden Schweigens. Wir tragen alle die gleichen Kleider: bodenlang mit hohen Kragen und langen Ärmeln. Man soll unsere Körper nicht sehen – zu unserer Sicherheit, heißt es. Die Erstkleider sind für die Arbeit gedacht und braun kariert; zu ihnen gehört die Schürze für den Pinsel. Die Zweitkleider sind grau. Alles, was wir tragen, ist aus einer Art Nylonstoff, und beide Sorten Kleider haben eine Stelle auf der Brust, wo Löcher und manchmal Fadenenden zu sehen sind. Dort wurden immer neue Namensaufnäher angebracht und wieder entfernt, wenn Mädchen kamen oder gingen.

»Wir sollten uns beeilen«, sage ich und sehe, wie Cass trotzdem liegen bleibt. Obwohl ich es eigentlich nicht will, strecke ich die Hand aus und berühre ihren Arm. Schließlich schwingt sie die Beine doch über die Bettkante.

Der Versammlungssaal ist der größte Raum im Camp, dort werden wir alle zwei Wochen hingebracht und über den

Stand unserer Arbeit und eventuell bevorstehende Veranstaltungen informiert. Wir stehen dabei auf einem Boden aus Beton, die Fenster sind vergittert, und vorne gibt es eine Bühne. Von uns aus links davon hängt ein Porträt von General Porter, auf dessen braun gebranntem Gesicht ein leicht gereizter, fast beleidigter Ausdruck liegt. Ruth hat uns von Versammlungen aus ihrer Schulzeit erzählt, aber da wurde gefeiert, gebetet und gesungen, und davon kann bei uns keine Rede sein. Schulen, wie Ruth sie noch kannte, wurden schon geschlossen, bevor unsere Mütter auf die Welt kamen.

Cass und ich entdecken die gleichaltrigen Mädchen und reißen uns bei ihnen ein. Die jüngeren Mädchen essen früher als wir, sind in anderen Schlafsälen untergebracht und werden zum Bestäuben an andere Orte gefahren. Das hier ist eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen wir sie sehen. Sie stehen weiter vorne im Saal; nach hinten werden die Mädchen allmählich größer. Sind fünfhundert Mädchen im Saal, fühlt es sich an, als wäre darin nicht genügend Luft für alle. Wächter beziehen am Eingang Stellung, und ich schaue mich um. Über sechzehn ist hier niemand.

Dann wird geklatscht, weil Vater Renatus die Bühne betritt. Es ist nur ein Gefühl, aber bei seinem Anblick weiche ich innerlich zurück. Die Sache mit ihm ist die, dass er nicht aussieht wie ein Mann, dem man die Leitung eines solchen Camps zutrauen würde. Er ist noch recht jung, höchstens fünfunddreißig, schätze ich, ist schlank und hat eine wächserne Haut. Manche neuen Mädchen erröten bei seinem Anblick, aber in meinen Augen ist er einer von den Männern, die auf Macht aus sind und sie dort suchen, wo sich Schwächere als sie aufhalten.

Wie immer müssen wir dem General Treue schwören,

und wie immer ertappe ich mich dabei, wie ich, die Hand aufs Herz gepresst, nur die Lippen bewege und das längst auswendig gelernte »Ich gelobe, mein Leben in den Dienst unserer Gemeinschaft zu stellen« nicht mitspreche. Ich höre das Gemurmel der anderen und gebe mir nicht einmal mehr die Mühe, die Worte ordentlich mit den Lippen zu formen. Ich will nicht, dass sie sich mir ins Gehirn eingraben, deshalb. »Ich gebe meine Arbeit, meinen Körper, mein Leben und werde General Porter jederzeit bedingungslos gehorchen, jetzt und für immer.« Ich spüre eine Welle der Erleichterung, als der Saal wieder still wird.

»Ich darf mit Freude berichten, dass wir in allen Zonen Fortschritte machen. Der Prozentsatz an Früchten, die nach der Bestäubung wachsen, entspricht unseren Erwartungen. Wir werden die Lage in den nächsten Wochen im Auge behalten und eure Einteilung den Gegebenheiten anpassen, also vielen Dank für eure harte Arbeit!«

Der Schluss der kleinen Ansprache klingt eher beiläufig, und auch Vater Renatus' Stimme verrät, dass es sich mehr um eine Floskel handelt als um etwas, was von Herzen kommt. In Gedanken ist er offenbar schon bei dem, was er uns als Nächstes zu sagen hat. Er schaut jetzt auf die jüngeren Mädchen in den ersten Reihen.

»Kommen wir nach Erledigung der Formalitäten zur Begrüßung der Neuen unter euch!«

Es folgt ein leises Klatschen hauptsächlich derjenigen, die den Wächtern am nächsten stehen.

»Ich bin mir sicher, dass ihr euch in unserem Camp wohlfühlen und euer Bestes tun werdet, gute Mädchen zu sein.«

Ich fühle, wie ich zusammenzucke und Cass mir den Ellbogen in die Rippen stößt.

»Wir erwarten von euch, dass ihr eure Pflicht tut und hart arbeitet. Das Bestäuben ist eine verantwortungsvolle Aufgabe, eine lebenswichtige sogar, wenn wir unsere Bürgerinnen und Bürger auch in Zukunft gut und gesund ernähren wollen. Ich denke, ich brauche euch nicht zu sagen, dass wir in diesem Camp ein Team sind und alle gemeinsam das Beste dafür tun, damit unsere Stadt in einer feindseligen Umgebung überleben kann. In der Vergangenheit wurden zweifellos Fehler gemacht. Der wirtschaftliche Gewinn wurde über die Menschen gestellt, die Welt wurde ungerecht, die Reichen und Mächtigen wurden korrupt, und unsere Erde zahlte für das alles einen hohen Preis – wir alle zahlen dafür einen hohen Preis. Aber wir haben aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt und bauen gemeinsam eine neue Welt, in der wir die Menschen an die erste Stelle setzen und Gleichheit und Fairness als oberste Prinzipien ansehen. Wir alle müssen dafür Opfer bringen: ihr, die Mütter, die sich um euch kümmern, und ich selbstverständlich auch. Wir tun es füreinander, wir tun es als Familie.«

Ich merke, wie ich mir die Fingernägel in die Handflächen drücke. Was er sagt, widert mich immer noch so an wie zu Anfang, als ich es zum ersten Mal hörte.

Vater Renatus dreht sich jetzt um und nickt der Mutter zu, die gleich neben der Bühne steht und auf das Zeichen gewartet hat. Ich spüre, wie Cass neben mir erstarrt, als siebzehn Mädchen aus den hinteren Reihen nach vorne kommen und hinter der Mutter die Stufen zur Bühne hinaufsteigen. Sie tragen alle die gleichen Kleider in einem besonders leuchtenden Blau mit einem zarten Hauch von Grün, und alle haben sie die Haare zu lockeren Pferdeschwänzen gebunden. Doch dass sie gleich gekleidet und frisiert sind, bringt die Unter-

schiede zwischen ihnen nicht zum Verschwinden: Manche lassen die Schultern hängen und sind sichtlich verstört, andere scheinen den Augenblick im Rampenlicht zu genießen, wieder andere wirken trotzig.

»Darf ich um eine Runde Applaus für die jungen Damen bitten!«

Es wird geklatscht, und sogar Beifallsrufe sind zu hören. Ein paar der Mädchen treten verlegen von einem Bein aufs andere, dann wird ein Stuhl vor ihnen aufgestellt und gleich daneben ein Korb.

»Alle diese Mädchen sind jetzt Frauen, und es wurden Männer für sie ausgesucht, deren Fruchtbarkeitsdaten mit den ihren kompatibel sind. Von nun an sind sie nach Recht und Gesetz verheiratet, und wir wollen ihnen dazu gratulieren, dass sie damit ihre Pflichten als Ehefrauen und Mütter übernehmen dürfen.«

Das letzte Klatschen, die letzten Beifallsrufe verstummen, als man das erste Mädchen zu dem Stuhl führt und ihm mit einem Griff an die Schultern klarmacht, dass es sich setzen soll. Ich weiß, was jetzt kommt. Ich habe es schon einige Male gesehen, aber es ist immer noch schockierend: diese Gleichgültigkeit der Mütter, diese angespannte Stille im Raum. Wir sehen den Blick des Mädchens nervös umherwandern, dann tritt die Mutter auf der Bühne hinter den Stuhl, holt eine Schere aus ihrer Schürze, dreht die Haare des Mädchens zu einem festen Strang und beginnt, sie abzuschneiden. Das Mädchen vergräbt das Gesicht in den Händen, und sein Kopf ruckt jedes einzelne Mal, wenn die Mutter die Schere ansetzt. Die abgeschnittenen Haare wirft die Mutter in den Korb, dann gibt sie dem Mädchen einen Schubs zum Zeichen, dass es aufstehen soll, und winkt das nächste

zu der Prozedur heran. Das erste Mädchen steht geschockt und bloßgestellt daneben und schaut in den Korb mit seinen Haaren. Man sieht ihm an, dass es sich anders fühlt als noch vor ein paar Minuten.

Cass ist fast ein Jahr älter als ich und weiß, dass es nicht mehr lange dauert, bis auch sie da oben stehen wird, es nicht mehr lange dauern kann, weil sie fast vierzehn ist. Das ist der Grund, weshalb sie vor solchen Versammlungen ins Schweigen verfällt. Von Ruth weiß ich, dass Mädchen zu ihrer Zeit ihre Periode viel früher bekamen, aber das war bevor die Menschen nicht mehr genügend zu essen hatten. Heute ist es, als würden unsere Körper nur widerwillig Kinder zur Welt bringen. Trotzdem ist Cass wohl bald an der Reihe, und wenn nicht, ist es genauso schlecht. Frauen, die keine Kinder bekommen können, werden mehr oder weniger aus der Gesellschaft ausgeschlossen; sie gelten als nutzlose Esser.

Wir schauen zu, wie man einem Mädchen nach dem anderen die Haare absäbelt, und als ich daran denke, dass es etwas ist, wonach sich die jungen Mädchen in den vorderen Reihen sehnen sollen, wird mir schlecht. Die Hitze und das Zuschneiden der Schere, wenn sie wieder in einen Strang Haare fährt, der böse Blick der Mutter, wenn sie ein Mädchen mit besonders üppig gelocktem Haarschopf auf dem Stuhl Platz nehmen sieht, ihr verächtlicher Gesichtsausdruck, wenn sie die Schere hebt, die heftige Armbewegung, wenn sie die abgeschnittenen Haare in den Korb befördert – es ist entsetzlich. Ich sehe, wie eins der letzten Mädchen kaum ruhig stehen kann, dann aber trotzig das Kinn nach vorne reckt. Fast dreht es mir endgültig den Magen um, dann ist es zum Glück vorbei.

Als wir den Saal verlassen, halte ich mich an Cass. Die sieben Absolventinnen, wie man sie hier nennt, werden weggeführt; einige von ihnen weinen. Sie sind »frei« zu gehen, wenn ihre Ehemänner sie abholen kommen, und werden sie schwanger, wird man ihnen Gutscheine für zusätzliche Lebensmittel geben, um ihnen Lust auf eine größere Familie zu machen, alles für das große Ganze.

Cass und ich haben es endlich aus der Tür geschafft. Die am Zaun postierten Soldaten haben das Tor zum Gelände mit unseren Unterkünften offen gelassen, und wir gehen über den Platz, auf dem wir uns bis zur Schlafenszeit aufhalten dürfen. Wir wollen zu der Stelle am Zaun, wo wir für gewöhnlich sitzen. Wir sind fast da, als Cass nach meiner Hand greift. Sie schaut mich an.

»Cass? Was ist los?«

»Ich krieg keine Luft«, sagt sie. Sie ist blass, und ihre Hände zittern. Sie sieht zutiefst erschrocken aus.

»Was sagst du?«

»Dass ich keine Luft kriege.«

Ich halte ihre beiden Hände und schaue ihr in die Augen.

»Alles gut.«

Sie schüttelt den Kopf.

»Du hast eine Panikattacke. Versuch einfach zu atmen!«

»Ich kann nichts sehen. Alles ist unscharf«, sagt sie nach Luft ringend. Tränen laufen ihr übers Gesicht.

»Atme ganz langsam ...«

»Ich weiß nicht, was mit mir ist.« Sie entzieht mir eine Hand und sinkt auf die Knie.

Ich gehe mit auf die Knie und drücke sie an mich.

»Atme, wenn *ich* atme! Atme mit mir zusammen!«, sage ich und spüre, wie sie es versucht. Ein und aus, ein und aus ...

So geht es vielleicht eine Minute, dann fühlen sich ihre Schultern nicht mehr so angespannt an, und ich lege die Arme um sie.

»Kannst du wieder sehen?«

Sie schafft ein Nicken durch die Tränen.

»Ich muss wissen, dass sie sich wirklich um uns kümmern – das tun sie doch, oder?«, stößt sie hervor.

Ein paar Mädchen kommen, angeblich um zu helfen, aber in Wahrheit wollen sie nur wissen, was los ist, darum wedle ich wütend mit dem Arm und scheuche sie weg. Danach höre ich auf Cass' Atem.

»Jess?«, sagt sie.

Ich wünschte, ich könnte ihre Frage beantworten. Als ich hier ankam, war ich schockiert über Cass' Vertrauen in das System, das unser Leben bestimmt, über ihren festen Glauben daran, und manchmal, wenn sie meine Skepsis spürte, wollte sie unbedingt mit mir darüber sprechen. Dann wieder wollte sie lieber nichts davon hören. Es war, als kratzte sie immer aufs Neue an einem Schorf, obwohl sie wusste, dass es wehtun würde, und was ich dachte, tat ihr wirklich weh.

»Alles in Ordnung, atme einfach weiter!«, flüstere ich im Versuch, sie abzulenken.

»Ich wollte, wir könnten irgendwo anders hin«, sagt Cass.

Ich warte ab, bis ihr Atem sich einigermaßen beruhigt hat. Danach vergräbt sie erschöpft den Kopf in meinem Schoß, und während wir so verharren, schaue ich durch den Zaun zur Mauer, die das Camp umschließt. Die Schatten werden schon länger, das Gittermuster des Zauns zeichnet sich auf der trockenen Erde ab, und aus der Ferne höre ich blecherne Stimmen. Es fahren wieder Lautsprecherwagen durch die

Stadt und verkünden eine nächtliche Ausgangssperre. Man will sicherstellen, dass alle in ihren Wohnungen und Häusern bleiben.

»Ich hab mal ein Buch gelesen, in dem Kinder durch den Kleiderschrank in eine andere Welt spaziert sind«, sage ich leise. »Da gab es eine Weiße Hexe, die alles in Eis und Schnee verwandeln konnte.«

Cass schweigt.

»Und einen Löwen gab's da«, sage ich. »Einen wunderschönen Löwen mit einer riesigen Mähne.«

»Ich weiß nicht, warum deine Mutter sich die Mühe gemacht hat, dir das Lesen beizubringen«, murmelt Cass. »Das Zeug ist alles so ausgedacht. Aber gut, ich bin schon irgendwie froh, dass sie's getan hat.«

Ich streiche ihr lächelnd über den Kopf. Im Dunkelwerden färbt sich der Himmel bedrohlich blau und rot. Es ist auch kühler geworden, und ein paar Mädchen, die schon auf dem Weg zu ihren Schlafsälen sind, sieht man nur als dunkle Schatten.

»Kannst du dir Schnee vorstellen?«, frage ich leise. »Dass es so kalt ist, dass es welchen gibt?«

Wir sind jetzt beide still, und ich weiß, dass Cass es genauso versucht wie ich. Ich spiele mit den Fingern in ihren Haaren und entwirre einen kleinen Knoten, den ich in einem Strang ihres Zopfs entdeckt habe.

»Was ... was hast du noch gelesen?«, fragt sie und hebt den Kopf. Sie spricht wie mit verstopfter Nase, und ihr Gesicht ist immer noch rot gefleckt.

»Ein Buch über einen geheimen Garten bei einem großen, alten Haus zum Beispiel. Da gab's ein Rotkehlchen, das war eine Vogelart, braun mit einem hellroten Bauch ...«

Cass lacht. »Das kann's nicht wirklich geben ...«, sagt sie ungläubig.

»Doch. Es gab Rotkehlchen, und sie hatten solche hellroten Bäuche, und das Rotkehlchen in dem Buch hat einem kleinen Mädchen geholfen, den Schlüssel für die Tür zu dem geheimen Garten zu finden. Es war der schönste Garten der Welt mit allen Arten von Vögeln und Bäumen, es gab verborgene schattige Plätze, und alles war grün und üppig und einfach nur magisch.«

Cass' Blick geht in die Ferne, und ich zucke mit den Schultern.

»Vielleicht gibt's hier auch einen, und wir wissen es nur nicht.«

Sie lächelt, und genau da läutet es. Ich weiß, dass sie nicht gehen will; ich will es ja auch nicht. Wir bleiben, bis bei den Gebäuden niemand mehr zu sehen ist, dann helfe ich Cass auf und halte sie noch einen Moment fest. Als wir über den Platz gehen, bin ich mir sicher, dass nicht nur ich mich frage, welche anderen Welten es wohl sonst noch geben könnte.